

Miteinander von Ost und West

Herausforderung und Chance

Die Geschichte unseres Miteinanders

Manchmal gibt es Entwicklungen im persönlichen Leben und auch im Leben einer Ordensgemeinschaft, die man sich selber so nicht erträumen und schon gar nicht ausdenken könnte und die – im Nachhinein betrachtet – nur dem Wirken des Heiligen Geistes zuzuschreiben sind. Eine solche Geschichte ist der Beginn unserer Ordensgemeinschaft der Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser in der Ukraine.

Kurz nach unserem Generalkapitel im Jahr 1997 erreichte uns ein Brief des damaligen ukrainischen Provinzials der Redemptoristen mit der Bitte, bei der Neugründung einer missionarischen, redemptoristischen Frauengemeinschaft in der Ukraine mitzuhelfen. Es gäbe eine Gruppe junger, motivierter Frauen der gerade aus dem Untergrund erstandenen ukrainisch griechisch-katholischen Kirche¹, die Ordensschwestern werden wollten.

Die Redemptoristen selbst, vor fast 100 Jahren (1913) von Belgien aus im ukrainischen griechisch-katholischen Ritus gegründet, hatten die schwierige Periode des Untergrunds der verfolgten Kirche von 1946 bis 1989 wesentlich mit durchgetragen und gerade selber wieder begonnen, ihr Gemeinschaftsleben

zu organisieren und ihre pastoralen und missionarischen Tätigkeiten in Freiheit auszuüben. Sie fühlten sich nicht in der Lage, neben der Formation vieler eigener junger Mitglieder des Ordens auch einer neuen Frauengemeinschaft zum Leben zu verhelfen.

Unsererseits folgte hier in Deutschland eine längere Phase des Fragens und Suchens und auch des Zweifelns. Einerseits fühlten wir uns nach menschlichem Ermessen nicht in der Lage, eine Gruppe junger Frauen in ein uns völlig fremdes, ostkirchlich geprägtes Ordensleben einzuführen, abgesehen davon, dass wir auch personell keine großen Möglichkeiten vor Augen hatten. Andererseits spürten wir von Anfang an den Anruf, uns darauf einzulassen, ein Gefühl, das durch die Entschiedenheit der Gruppe der jungen Frauen in der Ukraine verstärkt wurde. Diese hatte bereits seit April 1998 auf engstem Raum in einem Haus der Redemptoristen aus der Zeit des Untergrunds zusammen gelebt und war bis zu unserem offiziellen Beginn 2001 auf eine Größe von 15 Mitgliedern angewachsen.

Immer wieder überlegten wir verschiedene Varianten von Hilfestellungen, die wir anbieten könnten, und hielten gegenseitigen Kontakt. Verschiedene Berater waren eher skeptisch und mahnten uns, dass wir keine römisch-

katholische Schwesterngemeinschaft im ostkirchlichen Gewand schaffen sollten. Irgendwann wurde uns deutlich, dass wir uns entweder ganz dieser Herausforderung stellen müssen, indem zwei Schwestern sich vor Ort auf den anderen Ritus und die so ganz andere Tradition einlassen, oder dass wir ganz absagen müssen.

Am Generalkapitel 2001 wurde dann der endgültige Beschluss eines Neubeginns in der Ukraine gefasst und im April desselben Jahres in die Tat umgesetzt. Sr. Hildegard Dankl, die zuvor 25 Jahre in Japan wirkte, und Sr. Margret Obereider wurden von der Generalleitung mit dieser Aufgabe betraut. Zu diesem Zeitpunkt war es völlig offen, ob dies eine eigenständige Gründung werden sollte, der wir Starthilfe geben, oder ob sich die Gruppe unserer Gemeinschaft als eigenständige Region in einem anderen Ritus anschließen würde.

Es begann eine spannende Geschichte des Suchens und Ringens, bei dem immer im Vordergrund stand, dass sich die neu gegründete Gemeinschaft neben der redemptoristischen Spiritualität wirklich in der ukrainischen griechisch-katholischen Tradition verwurzeln soll. Dies war für alle Beteiligten eine große Herausforderung, die uns immer wieder auch an unsere Grenzen gebracht hat. Wenn wir heute auf unsere Anfänge zurückschauen, wundern wir uns manchmal, wie wir „durchgekommen“ sind und danken Gott für seine Führung, ohne die dieses Vorhaben zum Scheitern verurteilt gewesen wäre.

Zurzeit zählt die Gemeinschaft in der Ukraine 24 Mitglieder: zehn Schwestern mit ewigen Gelübden, zehn Schwestern mit zeitlichen Gelübden, drei Novizinnen und eine Postulantin. Der Groß-

teil der ukrainischen Schwestern ist zwischen 25 und 35 Jahren alt. Viele Leitungsaufgaben sind bereits in die Hände der ukrainischen Schwestern übergegangen. So sind sie inzwischen Hausoberinnen, Formationsleiterinnen und Mitglieder der Regionalleitung. Das Generalkapitel 2005 gab der Generalleitung den Auftrag, eine eigenständige Region Ukraine im ostkirchlichen Ritus zu errichten.

In der Folge wollen wir beide – Sr. Margret, österreichischer Herkunft, die als Regionaloberin seit 2001 in der Ukraine lebt, und die Ukrainerin Sr. Jelena, die seit dem letzten Generalkapitel 2009 als Mitglied in der Generalleitung in Mün-

Autoreninfo

vollständige Angaben zu den Autoren stehen Ihnen in der gedruckten OK zur Verfügung.

chen lebt – versuchen, unsere Erfahrungen der sowohl unterschiedlichen wie verbindenden Ausprägungen des Ordenslebens in Deutschland bzw. der Ukraine unter verschiedenen Aspekten zu beleuchten. Wir sind uns dabei bewusst, dass unsere Ausführungen weitgehend von unserem subjektivem Erleben bestimmt sind, das wiederum von unserer konkreten Ordensgemeinschaft und der Erfahrung des Lebens im jeweils anderen Ritus geprägt ist.

Persönliche Erfahrungen im alltäglichen Leben der Gemeinschaft

Sr. Margret: Wenn ich auf meine Zeit hier in der Ukraine zurückblicke, fallen mir neben vielen anderen interessanten Erfahrungen zwei Stichworte ein, die meinen Alltag hier bestimmen:

Einlassen auf den anderen Ritus

Die größte Umstellung für mich war wohl das Eintauchen in die ostkirchliche Spiritualität, von der ich eigentlich sehr wenig wusste, die ganz andere Art der Feier des täglichen, vollen Stundengebets und der Göttlichen Liturgie, die an normalen Werktagen insgesamt ungefähr drei Stunden beträgt. Obwohl ich immer schon einen Zugang zu den ostkirchlichen Gesängen hatte, war und ist es manchmal immer noch mühsam, mich darauf einzulassen und dabei nicht ungeduldig auf die Uhr zu schauen bzw. die Menge an Worten zu verkraften. Manchmal sehne ich mich nach mehr stillen Gebetszeiten, die wenig Platz finden in unserer Art des gemeinsamen Betens hier, und nach mehr Gestaltungsmöglichkeiten, die mir immer wichtig waren, um den Bezug zu meiner konkreten Lebenswirklichkeit herstellen zu können. Mir ist erst mit dieser Erfahrung bewusst geworden, wie geprägt ich von meiner eigenen Tradition bin und wie schnell ich geneigt bin, etwas zu bewerten und das Meine absolut zu setzen. Es ist oft eine Gratwanderung, mir selber treu zu bleiben und mich doch in diese so andere Art mit ganzem Herzen hineinzugeben.

Spontaneität und Flexibilität

Obwohl ich mich immer als relativ flexibel eingeschätzt habe, macht es mir

Margret Obereder MSsR



Sr. Margret Obereder wurde 1960 im oberösterreichischen Gmunden geboren. Bereits 1978 trat sie den Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser bei, als deren Regionaloberin für Deutschland und Österreich sie von 1993 bis 2001 amtierte. Seit 2001 leitet sie die Gemeinschaft ihres Ordens in der Ukraine. 2006 wurde sie zur Vorsitzenden der griechisch-katholischen Ordenskonferenz der Ukraine gewählt.

hier manchmal Mühe, mich auf alle Veränderungen einzulassen, die sich ständig ergeben. Terminplanungen sind im Allgemeinen wesentlich kurzfristiger als ich es von früher her gewohnt war, und werden dann viel öfter wieder verändert. Gäste sind jederzeit herzlich willkommen, auch wenn sie nicht angemeldet sind, und etwas zu Essen und ein Platz zum Schlafen finden sich auch bei engen Raumverhältnissen immer noch irgendwo und die nötige Zeit ebenfalls. Das verlangt manchmal viel Improvisationskunst und mitunter Geduld, aber es ist auch ein Zeichen von Lebendigkeit und Unkompliziertheit, die ich nicht missen möchte. Mir kommt in solchen Situationen oft das Wort des seliggesprochenen Redemptoristen Kaspar Stangassinger in den Sinn: „Tun – was der Tag verlangt!“

Sr. Jelena: Als ich vor einem Jahr nach Deutschland gekommen bin, habe ich nicht gedacht, dass mich so viel Neues erwarten würde. Natürlich waren mir die Unterschiede zwischen den Kulturen und den unterschiedlichen Spiritualitäten bekannt und außerdem war es nicht mein erster Aufenthalt im Ausland. Das Leben in einem anderen Land ist aber kein Besuch, man muss sich mit vielen verschiedenen Dingen tagtäglich auseinandersetzen und einen eigenen Zugang zum anderen Lebensstil und den Gebräuchen finden, um sich dem Neuen nicht zu verschließen, und auch bereit zu sein, das Eigene zu teilen. Ich wohne noch zu kurze Zeit in Deutschland, um mich in der Problematik der deutschen Gesellschaft, Kirche und auch meiner Gemeinschaft wirklich auszukennen. Trotzdem versuche ich ein paar Gedanken zu formulieren, die Ausdruck meiner subjektiven Beobachtungen sind. Als ich mich mit dem Thema dieses Artikels beschäftigte, habe ich bemerkt, dass die Unterschiede schneller ins Auge fallen als das Verbindende. Dabei geht es nicht darum, was besser oder schlechter ist. Das Unterschiedliche kann sich gegenseitig ergänzen und stützen.

Was mir als Erstes auffällt, sind eine qualifizierte Leitung und eine entfaltete Struktur der Gemeinschaft. Natürlich kommt es immer auch auf die Personen an, aber eben nicht nur. Gute Strukturen sind wichtig. Ich denke, dahinter steht eine lange Lebenserfahrung in der weltweiten katholischen Kirche und in einer fortgeschrittenen, anspruchsvollen Gesellschaft. Langfristige Planungen erlauben es, den Alltag ohne zu viel Stress zu gestalten. Eine bestimmte Stabilität des Lebens in der Gemeinschaft

ist die Folge von gut durchdachten Vorgehensweisen, an denen man festhalten will. Es kann aber passieren – und das ist das, was ich beobachte –, dass es dann öfter an Flexibilität mangelt.

Das Zweite, was mir als Ordensschwester einer mit Rom unierten Ostkirche auffällt, ist die Abwesenheit von Zeichen der hierarchischen Ordnung in der Gemeinschaft. So ein Stil des schwesterlichen Miteinanders macht die Beziehungen unkompliziert. Jede Schwester ist gleich zugänglich, weil alle untereinander Mitschwestern sind. In meiner Gemeinschaft in der Ukraine betont man die autoritative Rolle der Hierarchie auch nicht so stark, weil wir als griechisch-katholischer Zweig dieser römisch-katholischen Gemeinschaft gegründet worden sind. Darum unter-

**Jelena
Herasym
MSsR**



Sr. Jelena Herasym MSsR ist 1979 in der Westukraine geboren. 2001 trat sie in die Gemeinschaft der Missions-schwestern vom Heiligsten Erlöser in der Ukraine ein. 2009 wurde sie in die Generalleitung des Ordens in München gewählt. Seit Herbst 2010 ist sie Doktorandin an der dortigen Ludwig-Maximilians-Universität.

scheidet sich der Stil nicht in hohem Maße. Und dennoch wird die Hierarchie bei uns im Rahmen der östlichen Tradition deutlicher durch verschiedene tägliche Rituale, wie z. B. dem Gebetsanfang, dem Tischgebet oder Segen, den immer die jeweils anwesende höhere Oberin bzw. der Priester spricht. Dies ruft bei mir persönlich kein negatives Gefühl etwa der Unterordnung hervor. Ein weiterer Eindruck ist, dass eine gewisse Individualität und Unabhängigkeit trotz des gemeinsamen Lebens hier in der Gemeinschaft nicht zu übersehen ist. Anders ausgedrückt, wenn ich auf meine Erfahrung in der Ukraine schaue (ich kann es fast nicht vermeiden zu vergleichen), gibt es hier eine viel größere Distanz zwischen den Schwestern, sei es räumlich oder auch vom persönlichen Zeitrahmen her gedacht. In den ersten Monaten meines Lebens in Deutschland habe ich zwar jeden Tag genossen, dass ich so viel Raum für mich hatte und ich war froh, dass es so viel Ruhe gab. Später hat sich aber doch rein emotional Heimweh nach einer bestimmten Kollektivität und dem engen Zusammenleben in der Gemeinschaft eingestellt.

Gleichzeitig sind diese Räume aber, vor allem die Zeit für mich, zu einer guten Herausforderung geworden. Raum und Zeit wollen sinnvoll eingeteilt und nicht verschwendet werden. Ich kann dabei auch prüfen, ob unsere gemeinsamen Bräuche und der Stil des gemeinsamen Lebens in der Ukraine wirklich zu meinem Eigenen geworden sind oder ob ich nur äußerlich etwas übernommen habe. Mag es sich auch für die westeuropäischen Leser ein wenig seltsam anhören, so beobachte ich dennoch, dass die Gemeinschaften

mit vielen jungen Mitgliedern mehr gemeinsam organisierte Zeit brauchen, als solche mit vielen älteren Schwestern und Brüdern, die umgekehrt viel Raum brauchen, um das bereits lang Geübte individuell leben zu können. Und es ist eben eine Realität, dass zwischen unseren Regionen in Deutschland und in der Ukraine ein großer Altersunterschied existiert.

Es gäbe noch mehr, was ich mitteilen könnte. Auf jeden Fall ist die Erfahrung, die ich in diesen Jahren machen darf, ein großes Geschenk von Gott, der in mir, wenn ich mich dafür öffne, eine Weite schafft, damit ich, das Eigene hochschätzend, auch einen großen Wert im Anderen nicht übersehe.

Leben mitten in der Welt und im kirchlichen Kontext

Sr. Margret: Auch wenn ich nicht wirklich ein Kenner der gesellschaftlichen Entwicklungen in der Ukraine bin, erschreckt mich oft, wie rasch sich hier alles verändert und doch der Großteil der Bevölkerung keine spürbare Verbesserung seiner Lebensumstände erfährt. Manchmal reden wir davon, was sich in den zehn Jahren, die wir nun hier sind, alles verändert hat, angefangen vom Straßenbild, welche Autos damals und jetzt herumfahren, wie fast über Nacht große Einkaufszentren aus dem Boden gestampft werden, dass ein Mobiltelefon damals noch eine wahre Seltenheit war und heute fast niemand mehr ohne ein solches leben kann, auch wenn es manchmal die finanzielle Situation eigentlich nicht erlaubt. Die Banken gewähren Kredite, die dann teuer zurückbezahlt werden müssen. Die Kluft zwischen arm und reich wird immer

größer. Und das alles geschieht wie in Zeitraffer, viel schneller, als sich diese Entwicklungen im Westen vollzogen haben, und das halte ich für ungesund, wenn nicht sogar für gefährlich. Bis jetzt gibt es keine vernünftige soziale Sicherung und kein Krankenkassensystem für die gewöhnliche Bevölkerung. Ins Krankenhaus bringt man selber die Bettwäsche mit und versorgt die Kranken, wenn es irgendwie möglich ist, privat mit Essen. Alle Arzneimittel muss man in der Apotheke zu teuren Preisen besorgen; wer dazu nicht in der Lage ist, hat Pech gehabt. Durch die globalisierte Welt wird einerseits der Eindruck vermittelt, dass alles möglich ist, andererseits fehlt es oft an den Grundvoraussetzungen eines geordneten Lebens. Die ukrainische griechisch-katholische Kirche, die selber erst vor 20 Jahren aus den Katakomben zu neuem Leben erstanden ist, muss noch gewaltige Aufbauarbeit leisten, um gesicherte Strukturen zu schaffen. Gott sei Dank ist schon vieles gewachsen, aber die gegenwärtigen politischen Entwicklungen geben nicht gerade Rückenwind. In diesem gesellschaftlichen und kirchlichen Zusammenhang versuchen auch die 19 weiblichen und 11 männlichen Ordensgemeinschaften ihren Platz in Kirche und Welt zu finden und das ist nicht immer eine leichte Aufgabe. Zum einen wirklich in der ostkirchlichen Spiritualität und Tradition verwurzelt zu bleiben und zum anderen sich den Herausforderungen der heutigen Gesellschaft zu stellen, verlangt viel an Tiefe, Offenheit und klarer Führung. In der Zeit nach der Wende gab es eine wirkliche Aufbruchsstimmung und in vielen Gemeinschaften eine mächtige Welle neuer Berufungen und Eintritte.

Auch das stellt eine große Herausforderung für die Gemeinschaften dar, die in der Zeit des Untergrunds überhaupt kein Gemeinschaftsleben führen konnten. Gleichzeitig die eigenen Strukturen und das Gemeinschaftsleben zu ordnen, ältere Mitglieder, die lange Zeit allein gelebt hatten, zu integrieren, junge Leute in das Ordensleben einzuführen und eine solide finanzielle Grundlage zu schaffen, das war und ist keine leichte Aufgabe. Mir persönlich ist es ein großes Anliegen, dass wir nahe an der Lebenswirklichkeit der Menschen um uns herum bleiben, was unseren Lebensstil und unsere Aufgaben betrifft und dass wir die Zeichen der Zeit zu erkennen versuchen.

Sr. Jelena: Um darzustellen, wie ich das Ordensleben mitten in der Welt und in der Kirche erlebe, will ich kurz etwas von meinem ersten Eindruck mitteilen, den ich beim Treffen der Vereinigung der Geistlichen Schwestern in der Erzdiözese München und Freising gewonnen habe. Es war in den ersten Monaten meines Aufenthaltes in München. Ich hatte da und dort von verschiedenen Schwestern anderer Gemeinschaften gehört, dass es schon Jahre lang keine Berufungen mehr gebe, dass es eher rückwärtsgeht, weil viele Mitglieder nicht mehr tätig sein können bzw. sterben. Meine erste Reaktion darauf war Mitleid.

Bei dieser Versammlung habe ich aber verstanden, dass ich mich doch ein wenig geirrt hatte. Das Thema für die Gruppenarbeit hat sich auf die Präsenz der Ordensleute in Kirche und Gesellschaft bezogen. Die Arbeit und das Resultat waren eine riesengroße Überraschung für mich an diesem Tag, denn

ich habe keine Spur von Enttäuschung oder Entmutigung gespürt. Mein Mitleid war hier nutzlos. Die Ordensfrauen, die meisten von ihnen in fortgeschrittenem Alter, waren aktiv und mutig. Sie hatten tolle Ideen, in denen sich Erfahrung und Offenheit spiegelten.

Ich habe dann an die älteren Schwestern in vielen ukrainischen Gemeinschaften gedacht (eigene ältere Schwestern haben wir noch nicht). Sie haben eine schreckliche Vergangenheit in der verfolgten Kirche erlebt. Sie haben eigentlich die griechisch-katholische Kirche und das eigene Ordensleben durch ganz schwierige Zeiten in Würde und Treue getragen. Jetzt dürfen sie, Gott sei Dank, in einem freien Land in offiziell erlaubten Klöstern wohnen und frei und ohne Angst öffentlich beten. Sie sind zufrieden, weil das, wofür sie gekämpft haben, erreicht ist. Es gibt viele junge Mitschwestern in den Gemeinschaften, die jetzt die große Aufgabe übernehmen können, das Leben in der Kirche und im Orden weiterzutragen. Die älteren Mitglieder sind deswegen im Allgemeinen nicht mehr sehr aktiv, weil es eben genug jüngere gibt. Hier in Deutschland ist es ganz anders. Es gibt zu wenig Eintritte, um sich auf die nächsten Generationen verlassen zu können. Und genau dies hat mich fasziniert: Unabhängig vom Alter krempelt man die Ärmel hoch und macht das, was notwendig ist, um das Evangelium lebendig zu erhalten. Mir ist dabei der Gedanke gekommen, dass das Ordensleben in der Kirche hier sicher auch Zukunft hat, weil es fast wider alle Hoffnung hofft und der Verkündigung der Frohen Botschaft treu bleibt. Eine andere Erfahrung, die mich nachdenklich gemacht hat, ist die

Wahrnehmung, dass es hier in Deutschland nicht mehr selbstverständlich ist, ein Christ zu sein. Wenn ich wieder auf den Kontext schaue, aus dem ich komme, ist es in der Westukraine mehr oder weniger eine Normalität, in die Kirche zu gehen. Oder zumindest bezeichnet man sich als Christ, auch wenn man die Kirche nicht so oft besucht.

Seit einigen Jahrzehnten ist Deutschland ein Land, in dem außer der deutschen Kultur auch viele andere Kulturen ihren Raum gefunden haben. Die Globalisierung oder auch andere Gründe, wie die fortgeschrittene Säkularisierung der Gesellschaft, bringen viele Veränderungen mit sich, so dass die Einstellung zur Kirche in Deutschland nicht homogen bleiben kann. Meine Beobachtung ist, dass sich hier Menschen sehr bewusst für die Kirche entscheiden, wenn sie im Glauben etwas Bedeutsames für ihr Leben entdeckt haben. Das soll natürlich nicht heißen, dass die Kirchenbesucher in der Ukraine nur mechanisch und unbedacht zum Gottesdienst kommen. Man kann aber sagen, dass dort das Christentum ein Stück weit von der Gesellschaft getragen wird, während hier ein Christ in der Gesellschaft eher allein bleibt.

Wenn ich an die Missbrauchsskandale denke, die hier während des letzten Jahres Viele zum Nachdenken und zur Revision gebracht haben, will ich denen meinen Respekt zollen, die trotz allem der Kirche treu geblieben sind, denn ich denke, dass nur eine gewisse Reife einer solchen Probe standhalten kann. In der heutigen Gesellschaft in Deutschland ist es mit Sicherheit nicht leicht, ein christliches Zeugnis zu geben. Es gibt aber trotzdem weiterhin Menschen, denen es wichtig ist, das Reich Gottes

weiter zu bauen. Und es gibt doch auch hier und heute manche, die sich davon anstecken lassen und sich auf den Weg der Nachfolge Christi machen.

Suche nach erfülltem Ordensleben – unsere Sendung

Sr. Margret: Ich finde es sehr ermutigend und erfreulich, dass vielen jungen Mitgliedern in den Ordensgemeinschaften eine wirklich gute Ausbildung sowohl im theologischen wie auch in anderen Bereichen zuteilwurde. Dies ist nicht zuletzt auch der großartigen Unterstützung der Hilfsorganisationen wie „Renovabis“ und „Kirche in Not“ zu verdanken. Es sind durchwegs verantwortungsvolle junge Ordensleute mit vielseitigen Begabungen, die langsam in die Leitungsfunktionen hineinwachsen und das Ordensleben in der Ukraine weitertragen werden.

Als 1999 die weibliche Ordensoberinnenkonferenz gegründet wurde, war es ein großes Anliegen, gemeinsam die vielfältigen Herausforderungen zu bewältigen und vor allem auch verschiedene Ausbildungs- und Fortbildungsprogramme zu schaffen, die für alle Gemeinschaften zugänglich sind. So entstand ein dreiwöchiger Kurs zur Vorbereitung auf die Ablegung der Gelübde auf Lebenszeit, an dem jährlich etwa 30 - 40 Schwestern teilnehmen, eine wöchentliche Noviziatsschule sowie Fortbildungskurse für Schwestern mit Profess auf Lebenszeit und für Oberinnen. Seit vergangenem Jahr gibt es eine intensive dreijährige Ausbildung für Formationsleiterinnen mit 23 Teilnehmerinnen der römisch-katholischen und 22 Teilnehmerinnen der griechisch-katholischen Ordenskon-

ferenz. Beeindruckend war für mich der sechsjährige Prozess der Ordenssynode unter dem Gesamthema „Verklärung (Verwandlung) in Christus“. Im Wechsel fanden jedes Jahr Ordenskonferenzen und Delegiertenversammlungen statt zu den Themen „Identität des Ordenslebens“, „Berufung und Formation“ und „Mission und Sendung“. Eine große Anzahl junger und älterer Ordensleute machte sich in vielen Vorträgen und Gesprächsgruppen gemeinsam fundierte Gedanken über die Grundlagen und Perspektiven des Ordenslebens und über unsere Sendung. Der ganze Prozess wurde auch interessiert von der Kirchenleitung mit verfolgt, was durch die Anwesenheit verschiedener Bischöfe immer wieder zum Ausdruck gebracht wurde.

Was meine Gemeinschaft betrifft, spüre ich eine große Bereitschaft und Motivation zum pastoralen und missionarischen Dienst in Zusammenarbeit mit unseren Mitbrüdern, den Redemptoristen. Unsere Schwestern arbeiten viel in der Kinder-, Jugend-, und Erwachsenenarbeit, in der Katechese und in verschiedenen sozialen Bereichen wie z.B. einem Projekt für arme Familien, Altenbetreuung und Gefängnisseelsorge. Sie begleiten die Patres bei Missionen vor allem auch in Dörfern, die oft seelsorglich vernachlässigt sind, und halten Exerzitien in verschiedenen Pfarreien für Erwachsene und für Jugendliche. Manchmal ist es in all dem schwierig, das richtige Gleichgewicht zwischen Arbeit, Gebet und Gemeinschaftsleben zu finden. Vielleicht fehlt uns hier so etwas wie ein ruhender Pol, den in anderen Gemeinschaften die älteren Mitschwestern bilden.

Sr. Jelena: Staunend beobachte ich immer wieder, wie unsere Schwestern überall in der Welt versuchen, ein waches Ohr für die Nöte der Zeit zu bewahren und immer wieder neue Formen der Umsetzung des redemptoristischen Charismas suchen. Wir sind zwar eine kleine Gemeinschaft, aber ziemlich weit verstreut: vom Fernen Osten (Japan) über Osteuropa (Ukraine), Europa (Deutschland, Österreich) bis hin nach Lateinamerika (Chile, Bolivien). Die Einsätze der Schwestern schauen in jedem Land entsprechend der örtlichen Situation und den Bedürfnissen der Menschen anders aus, aber es gibt in dieser Verschiedenheit etwas Gemeinsames, nämlich die Sehnsucht nach einer tiefen Gotteserfahrung und den Wunsch, die anderen in diese Tiefe hineinzuführen, damit wir uns alle gemeinsam von Gott ganz heilen lassen. So steht es ja auch in unseren Konstitutionen. Die römisch-katholische Kirche hier ist, so denke ich, in vielen Bereichen sehr weit entwickelt. Man braucht nur an verschiedene geistliche und soziale Angebote zu denken – zahlreiche Kurse, interessante Wochenenden, anregende Vorträge, Diskussionen, Work-Shops aller Art etc. –, die den Gläubigen und Suchenden in jedem Alter zur Verfügung stehen. Theoretisch steht den Menschen alles zur Verfügung, damit sie sich das geistliche Leben zu eigen machen und immer mehr in die Tiefe wachsen können. Überraschend dabei ist aber für mich, dass trotz aller Bemühungen von Jahr zu Jahr die Zahl der Christen sinkt. Aber wie ich oben bereits am Beispiel der Vereinigung der Geistlichen Schwestern und der eigenen Gemeinschaft erwähnt habe, merke ich kaum Enttäuschung unter den Ordensleuten.

Es werden immer wieder neue Wege gesucht, um das Evangelium Christi im eigenen Leben und daher in der Welt wach zu halten. Um unsere Sendung tiefer und bewusster erfüllen zu können, befassen wir uns zurzeit mit dem Thema des Missionsverständnisses in unserer Gemeinschaft. Unsere Kongregation wurde vor 53 Jahren gegründet und ist seither gewachsen. Sie umfasst nun die verschiedenen Lebensalter, deshalb gewinnt auch unsere Sendung an Vielfalt. Es liegt uns sehr am Herzen, in jedem Alter und in jeder Art der Beschäftigung missionarisch zu sein, denn das ist nicht nur eine Sache des Tuns, sondern der Haltung. Diesen Blick gewinnt man aber nur aus der Perspektive eines längeren Ordenslebens und aus der aktuellen Konfrontation mit dem Problem der Reduzierung der Arbeitseinsätze von älteren Schwestern. Das ist in der Ukraine noch nicht der Fall, in Deutschland dagegen muss man sich oft damit beschäftigen. Deshalb wird gemeinsam gesucht und gerungen, um passende aktuelle Antworten zu finden, die das Selbst- und Gemeinschaftsverständnis unserer Sendung wachzuhalten helfen. Letztendlich geht es ja immer darum, das Feuer des Heiligen Geistes in uns am Brennen zu halten. Das ist unser aller Herausforderung, auch wenn die Riten, Kulturen und Mentalitäten unterschiedlich sind. So wichtig diese Unterschiede auch sein mögen – in dieser Perspektive werden sie zweitrangig.

Unterschiedlich und doch gemeinsam unterwegs

Sr. Margret: Manchmal werden wir gefragt, warum es in unserer Gemeinschaft Schwestern in Zivil und im Ordenskleid

gibt. Die Schwestern unserer Gesamtgemeinschaft trugen seit ihrem Beginn 1957 in Gars am Inn keinen Schleier, sondern nur ein schlichtes gemeinsames Kleid. Seit vielen Jahren ist es freigestellt, ganz Zivilkleidung zu tragen; das äußere Zeichen der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft ist unser Professkreuz, das die Schwestern in allen Regionen bei der Ablegung der Ersten Gelübde überreicht bekommen. Hier in der Ukraine war es von Anfang an klar, dass es für die Schwestern wichtig ist, einen schwarzen Habit zu tragen, um gerade nach der Zeit des Untergrunds auch nach außen hin wieder als Ordensfrau erkenntlich zu sein, nachdem dies lange Zeit verboten war. Zudem ist es auch in der ostkirchlichen Tradition schwer vorstellbar, Ordensschwester ohne Ordenskleid zu sein.

Immer wieder beschäftigte uns der Gedanke, ob es nicht auch richtig wäre, wenn wir Schwestern, die aus dem Ausland gekommen sind, hier einen Habit tragen würden, obwohl wir dies unser ganzes Ordensleben nicht getan haben. Es gibt wohl Argumente, die dafür gesprochen hätten, aber ich bin trotzdem sehr froh, dass wir nicht gewechselt haben. Mir kommt es so vor, dass wir damit etwas zugedeckt hätten, was wir nicht zu verleugnen brauchen, was zwar manchmal schmerzhaft ist, uns aber auch viel vorangebracht hat und uns hat wachsen und reifen lassen zu dem hin, wer wir sind, persönlich wie auch als Gemeinschaft. Es ist eine Tatsache, dass unter uns bei aller menschlichen Zuneigung manchmal etwas an Unverständnis bleibt, das wir einander nicht ersparen können, weil wir eben aus ganz unterschiedlichen kirchlichen Traditionen und Kulturen kommen. Und

es stimmt, dass es nicht immer leicht ist, ganz vorurteilsfrei von der östlichen und der westlichen Tradition zu sprechen, sich jeweils in die andere Wirklichkeit einzufühlen und die Hintergründe der jeweils anderen Mitschwester zu bedenken. Aber es ist auch wahr, dass mir persönlich und uns als Gemeinschaft viel fehlen würde, wenn wir uns auf all diese Erfahrungen nicht eingelassen hätten. Das Atmen auf den sprichwörtlich gewordenen beiden Lungenflügeln der Kirche, mit denen die östliche und westliche Tradition verglichen wird, will gelernt, geübt und durchlebt sein – und so zum Zeichen des Miteinanders und der Hoffnung werden.

Sr. Jelena: In unserer kleinen Gemeinschaft erfahren wir tatsächlich die große Vielfalt der ganzen katholischen Kirche mit all ihren Auswirkungen. Dass diese Vielfalt ein großer Reichtum ist, ist oft auf den ersten Blick nicht so einfach zu entdecken, weil die schwierige Seite der Unterschiedlichkeit schneller spürbar ist. Wenn man sich aber bemüht, das Fremde nicht abzuwerten, gewinnt man einen weiteren Blick und Freude daran, ein Teil eines großen Ganzen zu sein.

Dass die Erfahrung der gegenseitigen Annahme schwer sein kann, das habe ich – zwar in verschiedenen Rollen – schon in der Ukraine und dann hier in Deutschland erlebt. Dass es nicht leicht ist, „fremd zu sein“, kann man nur dann verstehen, wenn man das Fremdsein an der eigenen Haut verspürt. Hier in Deutschland bin ich zum Beispiel immer in der Spannung zwischen „mir selber treu bleiben“ und „mich auf das Fremde einlassen“. Ständig beschäftigen mich folgende Fragen: „Was soll ich als Ukrainerin tun und welche Aufgaben soll ich

übernehmen?“ „Worin besteht Integration in erster Linie?“ „Inwieweit bedeutet Inkulturation, das Eigene aufzugeben?“ „Wenn es um eine totale Umstellung geht, was bedeutet dann das Leben in einer internationalen Kommunität? Woran ist dann die Internationalität der Gemeinschaft erkennbar?“ Das alles sind Fragen, auf die ich momentan keine eindeutigen Antworten habe. Mein jetziges Leben ist in erster Linie eine Suche. Die unterschiedlichen kirchlichen Riten (römisch und byzantinisch), in denen wir in den verschiedenen Ländern leben, sind nicht bloß liturgischer Art, sondern dahinter stehen auch bestimmte Denkweisen. Also kommt in meinem Fall zum nationalen bzw. kulturellen Unterschied noch der spirituelle dazu. Um das für mich und für die anderen deutlicher zu machen und wach zu halten, trage ich zum Beispiel auch während der Zeit meines Einsatzes und Studiums in Deutschland mein Ordenskleid. Täglich feiere ich zusammen mit den Schwestern unser Stundengebet und die Eucharistiefeier im lateinischen Ritus. Am Sonntag und an großen Feiertagen gehe ich in die ukrainische griechisch-katholische Gemeinde und manchmal begleiten mich auch deutsche oder österreichische Schwestern dorthin. Oder ein anderes Beispiel: Obwohl die Generalleitung hauptsächlich aus Mitschwestern der römisch-katholischen Kirche besteht, werden bei gemeinsamen Impulsen auch die Besonderheiten des ostkirchlichen Teiles der Gemeinschaft berücksichtigt.

In der Zeit meines Ordenslebens, in der wir uns als Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser immer wieder auf die Suche nach einem guten Miteinander machen, habe ich wirklich gemerkt, dass

viele Vorurteile abgebaut werden, wenn Menschen (Schwestern) – seien sie von der östlichen oder westlichen Kultur geprägt – sich persönlich kennenlernen und sich bemühen, einander und das, was sie in ihrem Ordensleben bewegt, zu verstehen. Ja, es ist eine Herausforderung, die nicht in jeder Ordensgemeinschaft präsent ist, aber aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen, dass mir dadurch sowohl die Unterschiede wie auch die Ähnlichkeiten bewusster werden, und immer öfter sind die Unterschiede für mich mehr Chance zur Bereicherung als Grund zur Abgrenzung.



1 In der Kirchenunion von Brest im Oktober 1596 anerkannte die Mehrheit der orthodoxen Bischöfe der Ukraine gemeinsam mit ihrem Oberhaupt – dem Metropoliten von Kiew Mychajlo Rogoza den Primat des Papstes in Rom, behielten aber ihre Liturgie nach dem byzantinischen Ritus sowie eine eigenständige kirchliche Hierarchie bei. Ebenso beibehalten wurde der Julianische Kalender. Im 19. und 20. Jahrhundert wurde diese Kirche zunächst von den zaristischen Behörden des Russischen Reiches, dann von den kommunistischen Machthabern verfolgt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die ukrainische griechisch-katholische Kirche in der Pseudosynode von Lemberg 1946 unter Zwang aufgelöst. Priester, Ordensangehörige und Laien wurden verfolgt, nach Sibirien verschleppt und viele von ihnen wurden ermordet. Die Kirche überlebte im Untergrund und in der Diaspora und erstand Ende der Achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts vor allem im Westen der Ukraine, dem alten Galizien, zu neuem Leben. Sie ist die größte östliche Kirche, die in Communion mit Rom steht. Im Jahre 2005 wurde der Hauptsitz der Kirche von Lemberg nach Kiew verlegt. Die Strukturen der Kirche umfassen mittlerweile das gesamte Territorium der Ukraine.